

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Eine Philosophie des Lebens
Autor: Bergson, Henri
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-749299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EINE PHILOSOPHIE DES LEBENS

HENRI BERGSON

Vor allem Denken liegt das Leben. Keiner weiß, wie lange sein schöpferischer Wellenschlag durch das All schlug, bevor ihm an einem Punkte seines Werdeganges leuchtend der prometheische Funke des Denkens entsprang. Und so sehr dieses seinen Eigenwert gewonnen und seine eigenen Gesetze sich geschaffen hat, irgendwo hängt es doch mit dem Leben als seiner Bedingung zusammen und zielt wieder darauf hin, um es zu erleuchten und zu leiten. Wo dieser Zusammenhang vergessen wurde, da richtete eine abstrakte Scholastik ihr trostloses Reich auf. Wo das Denken sich gebärdete, als ob es jenem Nährboden für immer entwachsen wäre, da verfielen seine Gebilde der Erstarrung oder entbehrten doch jener zeugenden Kraft, die aus dem Schoße des Lebens wieder Neues hervorrief. Wo das Denken nicht mehr weiter kam und sich an unlösbaren Widersprüchen feststieß, half so oft das Leben selbst weiter, indem es wie eine Flut sich höher hob und mit neuen Schöpfungen, Fragen und Problemstellungen das Schiff wieder flott machte und neuen Zielen entgegen trug. Wer sich in den Eiswüsten einer lebensfremden Abstraktion verlor, wird immer wieder die Berührung mit dem wirklichen Leben suchen müssen, wenn er auf die Dauer nicht irre gehen will. Zurück zum Leben! ertönt es dann immer wieder, wenn eine Fragestellung, ein Problem zu Tode gehetzt worden ist und weitere Antworten verweigert. Diesen Ruf erhebt in der heutigen Zeit kein Zweiter so eindringlich und leidenschaftlich wie der Franzose Henri Bergson.

Diese Zeitschrift hat bereits einmal von ihm gesprochen und seine Bedeutung für die sozialen Theorien hervorgehoben¹⁾. Hier soll eine kurze Darstellung seiner Gesamtphilosophie versucht werden. Es kann sich dabei nicht darum handeln, in einer Zeitschrift, die keinen philosophischen Fachinteressen dient, eine vollständige systematische Darstellung zu geben. Wer eine solche

¹⁾ E. Antonelli: *Bergson et le mouvement social contemporain*. Bd. X Seite 627, 809, 1. August und 15. September 1912.

sucht, findet sie leicht in der bereits stark angeschwollenen Literatur über Bergson¹⁾).

Es geht auch nicht an, eine historische Entwicklung seiner Gedanken zu geben. Ich werde mich darauf beschränken, das Wesentliche seiner Philosophie um ein paar Hauptgedanken zu gruppieren, um in einem Schlussteil die Stellung dieser bedeutenden philosophischen Leistung in der Geistesbewegung unserer Zeit zu bestimmen und kritisch ihre Bedeutung für uns abzuwägen.

DAS UNMITTELBARE ERLEBNIS

Was Leben ist, wird am unmittelbarsten im eignen Ich be-
lauscht. Dort sind wir den Quellen des Lebens, soweit sie uns überhaupt zugänglich sind, am nächsten. Aber wenn wir das Leben wirklich in seiner Unmittelbarkeit erfassen wollen, müssen wir hinter die Bearbeitung zurückgehen, die die Sprache, die Gewohnheiten und die Wissenschaft an ihm ausgeübt haben. Die räumliche Einordnung, die Fassung in Worte, die praktischen Zwecke und gar die Begriffe, mit denen wir das Leben auszudrücken suchen, sind schon Kleider, die die nackte Ursprünglichkeit des unmittelbaren Erlebnisses verhüllen. Vor diesem allem liegt das Unmittelbare so wie es als neugeborne Quelle aus der Wirklichkeit hervor quillt. Es in diesem Werdeaugenblick zu fassen, in dem das Zucken des Lebens und der Blitz des Erkennens in einem beschlossen sind, ist die erste Aufgabe. Sie gelingt nicht dem nachhinkenden Denken und nicht der Wissenschaft, sondern nur einer Art direkter und plötzlicher Vision, wie sie die Gnade des Künstlers ist. Was fassen wir denn nun, wenn es uns gelingt, alle die Gefässe, mit denen wir gewöhnlich das Erlebnis aufzuschöpfen suchen, bei Seite zu legen, und es gleichsam so aufzunehmen, wie der Hirtenknabe den Quell unmittelbar mit seinem Munde trinkt?

Ein Beispiel wird die Frage deutlicher machen: Was ist eigentlich das reine und unbearbeitete Erlebnis, wenn ich etwa

¹⁾ Ich nenne nur Le Roy, *Une philosophie nouvelle*, dann die Darstellungen seiner Philosophie durch Gillouin, Grandjean und andere; im Deutschen: Steenbergen, *Bergsons intuitive Philosophie* Goldstein in den *Wandlungen der Philosophie der Gegenwart*, Kroner im *Logos*, Bornhausen in der *Zeitschrift für Theologie und Kirche* und einschlägige Artikel in bei nahe jeder philosophischen Zeitschrift.

träumend unter einem Baume liegend plötzlich durch einen krachenden Blitzschlag aufgeschreckt werde? Nach dem allerersten überwältigenden Augenblick fahre ich auf, um mich aus der Gefahr des Baumes zu bringen. Das Erlebnis löst also sofort einen motorischen Akt in mir aus und treibt mich zu einem Handeln. Ich suche mich in dem verwirrenden Durcheinander von Zuständen zu orientieren. Ich nenne das Erlebnis und füge es damit andern ähnlichen frühern ein, die als Erinnerungen sofort wieder aufsteigen, mich beruhigen und mir eine Herrschaft über das unerhörte Neue geben. Ich zerlege es unwillkürlich in ein Innen und ein Außen, mache eine Ursache und eine Wirkung daraus, versetze jene an den Himmel in die Gewitterwolke und diese als ein Gefühl in meine Seele; ich weise ihm also seinen Ort an. Rasch berechne ich vielleicht die Entfernung der Ursache und die Heftigkeit der Wirkung und überliefere dann das Erlebnis weiterer Bearbeitung und Klassifizierung, indem ich vielleicht an die Theorien über das Gewitter denke oder die allgemeine ästhetische Stimmung erfasse, in die es eingebettet ist. Machen wir uns nun klar, dass das alles erst nachträgliche Überarbeitungen des ursprünglichen Erlebnisses sind, das vor ihnen liegt! Die motorische Wirkung, die Einordnung in das Sprach- und Begriffsschema, die Verknüpfung mit frühern Erinnerungen, die örtliche und zeitliche Datierung und zuletzt die wissenschaftliche Prüfung und Begutachtung sind nicht das Ursprüngliche, sondern das Spätere. Es sind dies künstlerische und technische Handgriffe, Bearbeitungen, durch die wir das Erlebnis für die Mitteilung und den Gebrauch zurecht machen. Im eigentlichen Erlebnis Augenblick, so kurz er auch sei, weiß ich nichts von allen diesen Schemata, in die sein Inhalt gleich nachher automatisch eingeordnet wird. Es ist viel mehr eine einzige gewaltige Erschütterung, ununterschieden, ohne ein Drinnen und ein Draußen. Ich weiß nicht, ob es in den Baum oder in den Körper eingeschlagen hat, Lichterscheinungen und Gefühlszustände wirbeln toll durcheinander. Frühere ähnliche Erlebnisse sind im Nu herbeigerissen und verschmelzen sich mit der gegenwärtigen Erschütterung zu einem einzigen und unteilbaren Ganzen. Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle, Befürchtungen, Strebungen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchdringen sich gegenseitig unlösbar und bilden

gerade in ihrem zuckenden Durcheinander den Reiz und die souveräne Macht des unmittelbaren Erlebnisses.

Was hier an einem Beispiel gezeigt worden ist, gilt für alles Erleben, das ganz etwas anderes ist als seine begriffliche und wissenschaftliche Erfassung und Ordnung. Es ist ein beständiger Wechsel von Zuständen. Sie sind einer im andern enthalten und lösen sich einer in den andern auf. Eine Luftwelle bringt einen Blumenhauch daher und in ihm schwimmt die süßeste Erinnerung an vergangene Zeiten mit. Ein stilles, großes Leuchten trifft mein Auge und verschmilzt mit der höchsten und edelsten Sehnsucht des Herzens. Die Erlebnisse treten nicht einzeln auf, sondern sie sind ein ununterbrochener Fluss des Geschehens; „es ist eine Folge von Zuständen, von denen jeder anzeigt, was folgt, deren jeder enthält, was ihm vorangeht. Tatsächlich bilden sie erst verschiedene Zustände, wenn ich sie schon hinter mir habe und wenn ich mich zurückwende, um ihre Spur zu beobachten. Während ich sie empfand, waren sie von einem gemeinsamen Leben so fest organisiert, so tief beseelt, dass ich nicht hätte sagen können, wo der eine endet und der andere beginnt.“ Erst unsere nachträgliche Betrachtung trennt sie und reiht sie als einzelne an einander wie die Perlen auf einer Schnur. Aber auch dieses Bild sagt schon wieder zuviel, als ob es sich im Erleben um Quantitäten handelte. Alles Quantitative ist ausgeschlossen, alles ist reine Qualität, Empfindungsänderung von wechselnder Intensität und Dauer. Das Erlebnis, an der Quelle aufgefasst, „ist das Reich der Dämmerung und des Traumes, aus dem der Strahl hervorbricht, den wir Ich heißen, geheime und warme Innerlichkeit fruchtbarer Finsternisse, aus denen unser werdendes Leben hervorrieselt. Die Unterschiede existieren noch nicht. Das Wort gilt noch nicht. Man hört die Quellen des Bewusstseins geheimnisvoll rauschen wie einen unsichtbar fließenden Bach in den moosigen Schatten der Grotten“. Im Augenblick des unmittelbaren Erlebens gibt es noch keine Dinge, die von außen einen Eindruck auf uns machen, noch innere Zustände, die einen Ausdruck suchen. Nur Erlebnisse, von denen man sich nicht unterscheidet, die also der Scheidung in die Dualität eines Subjekts und Objekts vorausgehen.

In diesem Grunderlebnis ist eine Brücke zwischen dem Ich und dem Weltleben, der Wirklichkeit überhaupt geschlagen. *Vivo, ergo sum*. Wirklichkeit und Bewusstsein sind noch nicht auseinander gelegt, sondern in einem, eben dem unmittelbaren Erlebnis, beschlossen. Nachher kann das Ich nur durch einen Sprung wieder zur Annahme einer Welt außer ihm gelangen. In diesem Erlebnis Augenblick ist es noch warm in den Mutterschoß aller Wirklichkeit und alles Lebens eingebettet. Wie kommen wir nun vom Erlebnis zur Erkenntnis? Wie ist es möglich, jenes Unmittelbare mit den Mitteln des menschlichen Geistes zu erfassen und daraus Erkenntnis und letzten Grundes eine Welt und Lebensanschauung zu gewinnen? Denn das Erlebnis an sich ist noch keine Erkenntnis. Das Tier erlebt auch. Der Mensch gewinnt aber etwas aus dem Erlebnis, was ihn über das Tier hinaushebt. Der menschliche Geist erhebt sich über die dumpfe, Unmittelbarkeit, in der er mit der Wirklichkeit verschmolzen ist und unterscheidet sich in der Erkenntnis von ihr. Es gibt nun nach Bergson zwei Wege, die vom Erlebnis zur Erkenntnis führen:

VERSTAND UND INTUITION

Wir können versuchen, jenes Unmittelbare gleichsam von außen zu sehen, es mit unsern Begriffen zu bearbeiten und es mit andern ähnlichen Erfahrungen zu vergleichen, in dem wir alles Einmalige und Unvergleichbare weglassen und nur das Gemeinsame hervorheben. Oder wir können versuchen, es gleichsam von innen zu schauen, uns in es hineinzufühlen und das so Gewonnene in immer neuen Bildern und Vergleichen auszudrücken, die gerade jenes Einmalige und Unwiederholbare zu erfassen suchen.

Was wir da angedeutet haben, sind zwei prinzipiell von einander verschiedene Erkenntnismöglichkeiten, mit denen wir uns zuerst als der methodischen Frage beschäftigen müssen. Es sind die beiden Erkenntnismittel des Verstandes und der Intuition. Was leistet zunächst der Verstand oder Intellekt für die menschliche Erkenntnis? Welches ist seine Funktion und sein Wert? Wir wollen uns zunächst einmal klar machen, wie er arbeitet und das Erlebnis sich aneignet. Seine Arbeit besteht vor allem darin, die Erlebnisse nach bestimmten Schemata zu ordnen.

Er tut das durch die Begriffe. Sie sind die Formen, in die der verworrene und flüssige Rohstoff des Erlebens hineingegossen wird. Durch sie versucht der Verstand eine Nachbildung der Wirklichkeit zu geben, die die Bedeutung eines geistigen Äquivalentes haben soll. In dieser Nachbildung hebt aber der Intellekt nur das hervor, was das Gemeinsame vieler gleichartiger Erlebnisse ist und lässt das Individuelle und Zufällige fallen. Er steigt so zu einer immer höhern und umfassendern Gemeinsamkeit auf, die ihre Spitze in den Allgemeinbegriffen, im Gesetz, erreicht. Alle Wirklichkeit darauf zurückzuführen ist sein unablässiges Bemühen und seine ihm eigentümliche Tendenz. Aber diese Begriffe sind ja nur Symbole der bearbeiteten Wirklichkeit, mit denen er wie mit Spielmarken operiert, die ja nur eine konventionelle Bedeutung haben. Sie sind nicht die Wirklichkeit selbst, sondern der Versuch einer Übersetzung in eine ihr fremde Sprache. Diese Übertragung ist an manchen Punkten schon deshalb unvollständig, weil der Verstand unfähig ist, die Wirklichkeit im Zustand des Werdens zu erfassen. Er kann immer nur mit fertigen Eindrücken und Erinnerungen arbeiten. Sobald er einsetzt, ist das Erlebnis selbst immer schon vorüber; es ist schon, wenn auch ein kleines Stück Vergangenheit geworden, aus der er es mühsam wieder hervorzieht. Aber, indem er das tut, reißt er es aus der Einheit heraus, der es unlösbar angehört und zerstückelt es in einzelne Teile, die allein für ihn fassbar sind. Er pulverisiert die fließende ununterbrochene Wirklichkeit in kleinste Stücke und glaubt aus ihnen durch Addition das Ganze wieder aufbauen zu können. Am deutlichsten wird das Ungenügende dieses Versuches, wo der Verstand das *seelische* Leben erfassen und mit seinen Begriffen ausdrücken will. Diese Anstrengung ist so vergeblich und irreführend, dass man schon die Behauptung wagen durfte: die Psychologie tötet die Seele. Der Intellekt, der ihr Leben fassen will, schöpft aus dem fließenden Strome des Erlebnisses einzelne Teile heraus, nennt sie Wahrnehmung oder Gefühl oder Strebung, und isoliert sie damit von dem Strome, in dem sie eingebettet mitfließen. Mit solchen Teilen versucht dann der Intellekt das seelische Leben, die Seele als ein Ganzes zu rekonstruieren oder zu erklären. Das versuchte z. B. eine Assoziationspsychologie, die die Seele aus einer Mechanik der einzelnen Vorstellungen er-

klären wollte. Wie die Teilstücke einer Kette aneinander hängen und sich vorwärts reißen in der Bewegung, so sollten die seelischen Vorgänge ineinander greifen als einzelne, deutlich voneinander zu unterscheidende Teile. Das entspricht aber nicht der seelischen Wirklichkeit, wie wir sie unmittelbar empfinden, die ein ununterbrochenes Fließen und Verändern von Zuständen ist. Was wir Assoziation nennen, soll natürlich damit nicht geleugnet werden. Nur spielt sie lediglich an der Oberfläche des seelischen Stromes, auf der wie tote Blätter die einzelnen abgelösten Reste und Abfälle des tiefern Lebens schwimmen. Der Dichter hat das deutlich gefühlt und auf seine Weise ausgedrückt als er sagte: *Spricht* die Seele, so spricht, ach! schon die *Seele* nicht mehr. Wir haben alle schon schmerzlich diese Schranken jeder Psychologie gefühlt, die das Wesen und Leben der Seele in Begriffen darzustellen unternimmt und somit auf einen wissenschaftlichen Ausdruck zu bringen sucht. Diese Grenzen sind die des Intellekts überhaupt, der überall da versagt und die Wirklichkeit vergewaltigt, wo es sich um das *Leben*, die *Bewegung* und das *Werden* handelt.

Haben wir das soeben an seiner Darstellung des seelischen Lebens gezeigt, so sei auch noch einen Augenblick auf seine Unfähigkeit, die *Bewegung* zu erfassen, eingegangen. Bergson hat gerade diesem Nachweis besondere Anstrengungen gewidmet. Der Verstand, den wir lieber Intellekt nennen wollen, um Verwechslungen vorzubeugen, sucht immer wieder die Bewegung darzustellen dadurch, dass er sie mit einer durchlaufenen Raumstrecke identifiziert. Die Bewegung, die zum Beispiel eine abgeschossene Kugel ausführt, wird durch den Intellekt zerlegt in ein Energiequantum und eine Bewegungsbahn, deren Form durch den Raum bestimmt ist. Diese Bewegungsbahn wird durch ein Koordinatensystem abgesteckt und gemessen durch Raumstrecken. Die lebendige Bewegung wird also durch Raumsymbole ausgedrückt. So verfährt die Infinitesimalrechnung, praktisch von höchstem Wert, indem sie kleinste Teilstrecken als Äquivalente für die Bewegung gebraucht. Ja die gesamte moderne Mathematik versucht sowohl die Linie aus der Bewegung als auch — und das ist hier wichtig — die Bewegung durch die Linie auszudrücken. Aber die Bewegung selbst ist damit nicht erfasst. In einer solchen linearen Dar-

stellung der Bewegung fehlt gerade der unteilbare Schwung, der in jeder Bewegung steckt. Dieser „Elan“ kann nicht von der Bewegung losgelöst werden, etwa als ein energetisches Quantum. Denn sie ist kein Ding, das man in Teile zerlegen kann. Sonst bliebe von der Bewegung nur noch das Bewegte und die Strecke übrig, und die Hauptsache fehlte, die Beweglichkeit, der lebendige Schwung, der nicht Halt machen oder geteilt werden kann, bevor er seine Kraft ausgegeben hat.

Bergson macht diese inadäquate Auffassung der Bewegung, wie sie dem Verstande eigen ist, an einem treffenden, dem Raum entnommenen Bilde deutlich: Der Intellekt stellt gleichsam die Bewegung dar, wie eine Treppe mit unendlich kleinen Stufenabsätzen, während sie höchstens einer fortlaufenden schiefen Ebene zu vergleichen wäre. Wenn wir die durchlaufene Bahn in noch so kleine Teilstrecken zerlegen so sind das nicht Teile der Bewegung selbst, die unteilbar ist bis sie zur Ruhe kommt, sondern nur Haltestellen für den Intellekt, von denen aus er gleichsam eine Anzahl von Aufnahmen macht, um sie dann wieder zum Ganzen zusammen zustellen.

Auf dieser Ersetzung des Werdenden durch das Fertige beruhen eine ganze Reihe berühmter Trugschlüsse, die zum Teil schon die alten Griechen beschäftigt haben. Vor allem die sogenannten eleatischen, die von der Flugbahn zum Fluge, von der unbeweglichen Lage zur Beweglichkeit auf dem Wege der Zusammensetzung gelangen wollten. So jener Trugschluss, der behauptete, dass Achilles trotz seiner größern Geschwindigkeit doch nie die langsamere Schildkröte einholen könne, da sie in der Zeit, da er seinen großen Schritt mache, doch immer wieder einen kleinen weiter gemacht habe. Das ist ein Schluss, dessen Trug daher kommt, dass die wirkliche Bewegung sowohl des Achilles als auch der Schildkröte in Teile zerlegt und wieder zusammengesetzt wird während jeder Schritt des sich Bewegenden ein unteilbarer Schwung ist.

Ebenso wenig wie die Bewegung kann das *Werden* vom Intellekt erfasst werden. Das ununterbrochene, schöpferische Hervorgehen von neuen, qualitativ verschiedenen Zuständen sucht er aufzulösen in eine Reihe von Teilansichten, aus deren Zusammenstellung er dann das Ganze wieder zu gewinnen hofft. So

wie der Kinematograph ein Geschehen festhält in einzelnen getrennten Aufnahmen, die er dann wieder zusammenstellt. Aber ein Geschehen ist keine teilbare Sache, keine Addition von kleinen Teilresultaten, sondern ein Rhythmus von Phasen, die beständig in einander übergehen und nicht getrennt werden können. Sie wechseln in und mit der Zeit wie alles Geschehen. Aber der Intellekt tut so, als ob sie im Raume lägen, denn er misst sie mit einer Zeit, die ein Raummaß ist. Ist doch die Uhr die Übertragung der Zeit auf die Raumstrecke. Dieses Zeitmaß aber, die Zeit als Länge, ist ein anderes als die Zeit, die ein Geschehen und Werden ist. Die „temps-longueur“ wird daher dem Werden nicht gerecht. Davon noch später.

ZÜRICH

ADOLF KELLER

(Fortsetzung folgt)



GEDICHTE VON NANNY VON ESCHER

PRIVILEGIUM

Erscheint der Abschied dir in diesen Tagen
Auch schwer, unsagbar schwer, verzweifle nicht!
Nie hat ein Dichter so viel Leid zu tragen,
Dass um den Dorn sich keine Rose flicht.

Wenn aus dem Lande seiner Jugendträume,
Der harten Wirklichkeit zulieb, er schied,
So überfliegt im Geist er Zeit und Räume
Und kehrt als Herrscher heim in seinem Lied.

NUR DU

Mich schläfert die Ruh ein um mich her,
Das Vogelgezwitscher weckt mich nicht.
Ja, hörte ich deiner Stimme Klang,
Und schaute ich deiner Augen Licht,
Gern wacht' ich lang!

Mir graut vor der Kälte um mich her,
So leer und so kalt wird's Grab einst sein!
Wohl funkelt der Sonne goldne Pracht,
Mir ist, ich liege im Totenschrein
In dunkler Nacht.

Und läge ich dort, und sagtest du:
„Nie wusst' ich zuvor, wie treu sie war!“
Dann dringt durch die Finsternis der Gruft
Ein Leuchten, und wie Glocken gar
Dein Wort mich ruft.

